

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 19 (1939-1940)
Heft: 4-5

Artikel: Fragmente aus dem Europäischen Tagebuch
Autor: Willi, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158659>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ob die Vorlage selbst für unsern Rechtsstaat und unsere demokratische Entwicklung Ehre einlegt, das ist eine Frage, die trotz dem Ja in der Urne zum mindesten offen geblieben ist. Sie dürfte indessen durch die weitere Entwicklung bald eindeutig abgeklärt werden. Es wird bei der eidgenössischen Finanzreform Gelegenheit geboten sein, die Ungerechtigkeiten der Vorlage vom 4. Juni auszugleichen. Hoffentlich ziehen Regierung und Parlament die richtigen Schlüsse aus dieser Abstimmung! Sie sind die zu Hütern unserer staatspolitischen Entwicklung berufenen Instanzen. Sie tragen auch vor der Nachwelt die Verantwortung, wenn mit der Zulassung dieses Präzedenzfalles die Entwicklung unseres politischen und rechtsstaatlichen Lebens eine unerfreuliche Richtung nehmen sollte!

Fragmente aus dem Europäischen Tagebuch

von Walter Will.

Hamburg, 4. August.

Seit den 15 Jahren, da ich diese Stadt kenne, war sie noch nie so merkwürdig tätig und doch so still. Es fehlt ihr alles Fieber der Nachkriegsjahre, aber auch die wirtschaftliche Scheinblüte von 1926—29. Nichts von der Gefahr und dem Verderben von 1931/32 lauert mehr in ihr. Sie scheint jetzt fest und wohlgegründet. Und doch ist es nicht mehr das alte Hamburg.

Der Pulsschlag der Welthandelsstadt ist nicht mehr selbstverständlich spürbar. Die veränderte Wirtschaftspolitik des Reiches hat die Stadt getroffen. Der erste Handelsstand hat sich seit dem fürchterlichen Zusammenbruch von 1931 nicht mehr erholt. Der Hansegeist stirbt aus, und so ruht in aller Tätigkeit der Geschäfte die Melancholie der Wechseljahre über dieser schönen und reichen Stadt.

Auf hoher See, 8. August.

Ringsum tiefblaue See, die kaum bewegt ist, und den blauen Weiten des Himmels antwortet. Auch die Möven haben das Schiff verlassen.

Es ist Sonntag. Kirchenlieder tönen aus einem der Hauptträume des Schiffes. Dann höre ich „Sonntag ist's in allen Gauen“ — eine Diskrepanz, die vor dem Leuchten der Meeresfläche und dem Stoßen der Schiffsmaschine, diesem Sinnbild unbeirrter Arbeit, groß genug ist. Und doch empfinde ich es hier besonders, wie dieses Lied eine ganze Welt hinzaubert: die des Christentums, der Arbeit und der Feier von der Arbeit, der gesegneten Verbindung von Weltlichem mit einem klar umschriebenen Göttlichen.

Noch ist der „heilige“ Sonntag in den Herzen der Menschen; dafür ist die Sehnsucht nach dem Sonntagsgewand der Seele, nach dem Geborgensein in einem Höhern zu groß und naturgegeben. Und doch verliert er seine bindende und mit der Gottheit verbindende Kraft in West- und Mitteleuropa in fast gleichem Maß, wie er an Umfänglichkeit wächst und immer größere Stücke des Samstags sich zuverlangt. Sollte er einst nur Ausruhtag werden können? Es wäre grausamstes Zeichen des Niedergangs. Denn es gibt keine Muße ohne Gedanken, ohne die Frage nach dem Sinn des Daseins und ohne das Sichgleitenlassen in den metakosmischen Raum der Seele. Wo der Sonntag nur Pause ist, wird vom Tag der Ruhe aus der Sinn der Arbeit zerstört.

Wir stehen vielleicht im Ablauf des Weltgeschehens in dem Augenblick — und er eröffnet dann eine neue Epoche —, wo der abendländische Tag des Herrn, die dies dominica, dem Tag der Sonne, der Hemera Heliou, Platz macht. Aber es ist kein endgültiges Weichen, sondern Wechsel im Jahrtausendrhythmus der Menschheit.

Tag der Sonne? — Seit 1842, dem denkwürdigen Jahr, in dem der Heilbronner Arzt Robert Mayer die Energiegesetze entdeckte, wissen wir, daß die Sonnenenergie die Quelle aller Bewegungen und alles Lebens auf Erden ist, daß wir wirklich alle Sonnenkinder sind, vom Menschen bis zum letzten Kohlenstäubchen. Ein Sonnenkult schönsten Sinnes, Feier des Weltentags der Sonne und ihrer Kinder hätte damals beginnen können. Die Sonne wäre dann verehrt als unsere Mutter und als Engel der unbekanntten Hand; nicht als Sitz der Urgottheit, wie sie der Stoiker Kleantes vor 2100 Jahren verehrte, sondern als eine aus der Schar ihrer unvorstellbar größern Schwestern im Universum. Es wäre ein demütiger und doch herrlicher Kult geworden.

Auf hoher See.

Es war wohl astrologische Weisheit, die die Tage der Woche mit den Planeten gebunden hat. Und doch, wer denkt jeden Tag daran, daß jeder Tag mit den Sternen und ihrer Geschichte verbunden ist? Wer nimmt den Rhythmus der Woche und der Monate hin wie ein Weltatmen, ja wie ein Symbol für den Blutkreislauf der Zeit?

Man sollte mehr über die Geschichte der Woche nachdenken. Der Orient kannte die 7 Tage-Woche, die Römer hatten eine Woche von 8 Tagen. Den Griechen gefielen Einheiten von 10, andern Völkern wahrscheinlich solche von 5 Tagen. Aber auch hier kämpfte endgültig um die Vorherrschaft nur Rom und der Orient. Ich fürchte, unsere Woche ist ein Werk der Zusammenarbeit von Mond, Chaldäern und Frauen, ein Irrationales in der lichten Jahresbahn der Sonne, wie es sinnfälliger nicht zu denken ist.

Der Europäer von heute braucht klare Arbeit und klare Ruhe. Sein Wochenrhythmus 6:1 ist nicht mehr gut. Er drängt zu einem kürzeren Arbeitsintervall, zu 5:1. Ob er es erreichen kann, ist eine Frage seines

Reichtums. Ist er fleißig und klug und strengt er sich an, Kriege zu vermeiden, so kann er sich innerhalb von 10—20 Jahren seinen Kalender umbauen. Dann hat er die Kraft und den Reichtum, sich eine 6 Tage=Woche zu leisten. Er wird den dies Martis, den Tag des Mars, aus der Woche hinauswerfen und — gewinnt dadurch 14 % otium, heilige Muße!

Ich habe gegen diese Meditation nur einen schweren Einwand: in der römischen Antike vermehrte sich die Lust an den freien Tagen mit der Zunahme des Materiellen, Seelenlosen und Ungeistigen. Ähnlich im Hochmittelalter. Der moderne Mensch aber braucht — es wird sich mit der Gewalt einer Notwendigkeit zeigen — Beseelung der Arbeit und „Bindung“ an die Sterne. Daher muß er in der Kurzwoche, wenn sie einmal kommt, mit dem Leben des Jahres und den natürlichen Hochzeiten verbunden werden, und diesen wird er die Feste der Geschichte und seines Geschehens beifügen. Warum schenkt uns kein großer Dichter das Leben des Jahres in klassischen Versen? Ähnlich und größer, als es einst Ovid für die Römer in seinen fasti versucht hat.

Edinburgh, 10. August.

Wieder ist mein alter Eindruck von dieser Stadt gestärkt: sie ist Königin des nördlichen Teiles der Insel — ohne jeden Vergleich mit Glasgow, York, Leeds; ohne die wehe Diskrepanz einstiger Größe und kleiner Gegenwart wie Durham; von einer Sicherheit, die auch den südlichen Städten, London ausgenommen, fehlt; sie ist wirklich Hauptstadt und bewahrt großsinnig in ihrer Architektur Willen und Macht ihrer Gestalter.

Die Straßen sind hier noch breiter gewachsen als in den englischen Großstädten, selbst das einstöckige Reihenhhaus hat mehr Blumen und größere Gärten als in irgend einer englischen Stadt und dazu und darüber die wundervolle Hochstadt mit der Burg und auf den Höhen die stolzen Gebäude eines Landes, das seiner Tradition und seiner humanistischen Bildung bewußt ist, und diese ganze Eigenart der Stadt eingebettet in die milde Eigenart der schottischen Landschaft! — —

Männer verstehen nicht viel von der Philosophie der Schaufenster und merken nicht, daß sich der Charakter eines Landes seltsam tief aus dem Schaufenster, das etwas wie eine Kollektivhandschrift ist, erkennen läßt. Hier spielen ja die Partner ihre ersten Reizspiele zwischen Angebot und Nachfrage, hier lockt der im Erwerben so Erfinderische mit den letzten Erleichterungen und Verschönerungen des schweren Erdendaseins. Aber gerade mit diesen beschäftigt sich der Mann nicht mehr, die Technik des Erwerbs und das Wissen um die angewandten Lockungen verhindern ihn daran, zum Verkäufer in sich der kaufende Gegenspieler zu sein. Er verliert so gleichsam die eine Hälfte von Angebot und Nachfrage und damit einige der köstlichsten kleinen Schönheiten des Alltags.

Nicht ohne Belustigung wandere ich durch die Hauptstraßen von Edinburgh und gebe mich der Philosophie der Schaufenster hin. Sie sind hier

Schaukasten, in denen sich Dinge verschiedenster Güte jahrmarktwarenartig türmen, ohne Sinn für den geschulten Geschmack. Dabei haben doch die Dinge den Willen, Modell und daher allein zu sein. Im Wohnen, im Sich-Kleiden, ja im Essen zeigt sich beim Engländer diese Hinneigung zur Uniform, die Macht des „M a n tut das“; wo er ohne diese „M a n“-Bindung ist, da wird er unsicher. Zum Beispiel eine Wohnung, die vom individuellen Geschmack bestimmt ist, ist in England doch recht schwer zu finden. Das ist ein Hinweis dafür, wie bescheiden der englische Individualismus ist, der sich auf der Substanz „M a n“ noch entfalten kann. Im Grunde ist die englische Seele uniformierter als die deutsche, nur liegt die Einheitlichkeit mehr im Genuß und im Gebrauch, als in der Nähe der Uniform. Der Engländer als Alltagswesen ist der geborene Markenartikelverzehrter. Aber er hat einen streng dem Individuum vorbehaltenen Herrschaftsbereich: das prinzipielle Denken.

Von zwei Dingen, die die tägliche Lebensweise betreffen, sind die aufgeschlossenen Engländer jetzt überzeugt: das Erste, daß sie bedenklich träge geworden sind in ihrer Arbeit und daß dies ganz anders werden müsse. Das Zweite, daß ihre Königin Kohle sie gegenüber dem Kontinent in der Lebensweise *very uncomfortable* gemacht hat. Sie gestehen das nur sehr guten Freunden und erst nach 12 Uhr nachts, und mit Recht handeln sie so. Denn kein guter Kaufmann vernichtet seinen Kredit und kein Imperialgesinnter gesteht die Überlegenheit in der Lebensart einem andern Volk zu, selbst nicht in der so harmlosen Form des „*very uncomfortable*“, selbst nicht wenn er dem demokratischsten Volk angehört.

Ein drittes Negativum faßte klassisch Galsworthy; er drückte sich über seine Landsleute scherzend mir gegenüber im Gespräch einst aus: „*you know, we are a very uneducated people*“. Er meinte es zunächst im Sinn eines ordentlich erworbenen Wissens. Und wirklich, jeder Europäer wird immer wieder staunen, wie gering die Vorstellungen des guten Durchschnittsengländers über die europäischen Staatengebilde sind, um von ihrer Geschichte zu schweigen. Man würde bei einer Umfrage im englischen Publikum überrascht sein, wie wenig der vorhandenen Mittel- und Kleinstaaten in seinem Gedächtnis existent sind. Aber elementares Nichtwissen ist für eine imperiale Nation Todsünde.

Edinburgh, 10. August abends.

George Pierie zeigt in der Ausstellung der schottischen Akademie unter dem Titel „*The Heenroost*“ ein ganz übergewöhnliches Bild: einige Hühner, scharrend im Hühnerhof. Einfach genug. Und doch, was für ein unsäglich feiner grauer Ton liegt über dem Ganzen. Es ist, als ob die Seele allen englischen Nebels über die Hühner gefallen wäre und sie zwar grau gemacht hätte, sie aber stark und schön geworden wären. Dieser Pierie ist der Schöpfer des malerischen Grau, ein großer Künstler, würdiger Nach-

folger Turners. Mir geht durch den Kopf, daß Picasso bei all seinem Können dieses Bild nie hätte malen können.

Edinburgh, 11. August.

Die Briten haben die eigenartige Begabung, die Kräfte des Menschen, die der Dauerbindung durch die Gemeinschaft nicht ohne weiteres und willig offen sind — ich meine den klugen Erwerbssinn und die menschliche Machtgier — durch Tradition zu binden und damit einem Staatsprogramm unterzuordnen. Der politische Sinn der Engländer besteht wesentlich in dieser Vereinigung des Menschen, seines Könnens und seiner Wünsche mit dem Staatsplanen, mit dem Regime.

Wie wurden denn diese gefährlichen Mächte, die in England nach Ausweis seiner eher brutalen Geschichte — so wie in dem brutalsten Volk des europäischen Geschehens, den Römern — vorhanden sind, mit dem Staat verbunden? Einmal durch stetes Neuschaffen von Aristokratie, wobei starke Erfolgsnaturen selbst aus den untersten Schichten zu Lords emporsteigen. Sodann durch die höhere Erziehung, deren Geist und Plan sehr äußerlich und doch wahr in der Architektur erscheint. Wo in der Welt gibt es so herrliche Bildungsstätten wie die englischen Colleges mit ihren ungewöhnlichen Bibliotheken, Spiel- und Sportmöglichkeiten und den ebenso ungewöhnlichen Bindungen der Kameraden unter sich? Diese Bildungsstätten nähern sich im Süden wie im Norden des Reichs dem Schloßbau an, bewußt und aus Traditionsgefühl. Es ist äußerst nachdenkenswert, daß die englische Architektur Kirche, Schule und Kaserne dem Schloßbau angeglichen hat, mitunter so zur Gänze, daß jede Verwechslung aus normaler Entfernung möglich ist. Die Symbole der drei größten Bindegewalten des Individuums vereinigten sich auf diese Weise mit dem Symbol der gültigsten Entfaltung des Menschen. Es kommt nicht von ungefähr, daß keine große Karriere, auch nicht im Kommerziellen, außerhalb dieser Bindungen liegt. Der Engländer ist wirklich der gebundenste Mensch des Abendlandes — trotz prinzipiell freien demokratischen Geistes.

Auf Island, 13. August.

Es war äußerst unfreundliches Wetter in der Nacht. Das elegante Schiff hatte stark geschwankt und der schwere Schrankkoffer war mit Getöse gegen das Bett gestürzt. Der Gegensatz einer Erholungsreise zu einem Sturm stürmte grotesk in das leicht gelähmte Denken hinein, das gerade noch feststellen konnte, daß das schönste schwimmende Hotel in Sturmzeiten eine Rußschale ist, während ein Berggasthaus auch in diesem Fall eine sehr behagliche Höhle bleibt.

Durchwachte Nächte gebären frühe Morgen. So waren viele Leute bald an-Deck, und ich hörte auf niedliche Weise die Reize einer Seereise verfluchen, wobei das berühmte „nie wieder“ einige Male ertönte.

Dann hatte man lange Stunden vor den nebelverhängten Bergen Islands gekreuzt und am Wellengang und an den Rockknöpfen Landen oder Nichtlanden abgezählt. Aber gegen Mittag war doch ausgebootet worden.

Wie doch vor der harten Wirklichkeit alles Wissen um diese Insel sich anders richtete und Beschreibung und Lichtbild sich ungeheuer verkleinerten! An die hundert Kilometer war ich in das Innere des Landes gefahren. Spärlichste Matten waren bald weit aufgerissener und von Lava überschütteter Erde gewichen. Zuweilen dampfte es heiß aus dem Boden empor, zuweilen fand sich in der vulkanischen Ode eine kleinste Grasmatte und zwei oder drei weidende Schafe. Daneben ein Wellblechhäuschen oder ein Grasshüttchen, dessen Bau es eindrucklich verriet, daß Holz in diesem baumlosen Land eine Kostbarkeit sei.

Zerrissene unfreundliche Erde, Wasser, Schnee und Eis und das Geistern der Vulkane: diese Insel ist wirklich ein unheimliches Bier-Elemente-Land, eine Mondlandschaft auf Erden. Nie hätte ich mir geträumt, daß das stolze Reich der Edda, der Skalden und der Sagas so arm sei, so nackt; allerdings auch so bis ins Letzte heroisch, ohne jeden trauten, warmen Zug.

Auf Island, 14. August.

Zwischen Vulkan, Eis und Meer liegt Island. Das zeigt zugleich, wie sehr diese Insel am Rande des menschlichen Daseins ist. Und die Edda? — Auch sie zwischen Vulkan, Eis und Meer. Auch sie ein Letztes; nicht Anfang, nicht Vorbild, nicht anfeuerndes Beispiel, sondern ein hoher, aber abseitiger Beweis heldenhaften Daseins und Kämpfens, sowie menschlichen Sagens und Ahnens. Auf Island wird mir klar, daß es Naturnotwendigkeit ist, daß sich die ganz großen Werke des Geistes und der Kunst nicht in menschlichen Wüsteneien, sondern nur in reifen Landschaften oder solchen, die zur Reife neigen, sich geformt haben. Denn nur in ihnen wächst die Phantasie zur Schönheit der Aphrodite und gewinnt ihren knabenhaften Geliebten, den Spieltrieb, mit seiner Lust des feinsten Schaffens.

Auf hoher See, 15. August.

Mein neuer Bekannter, ein Professor der John Hopkins Universität, hatte mich in seine Kabine geschleppt und mir dann aus dem Schrankkoffer die in den letzten Wochen erstandenen Bücherschätze vorgeführt. Bald hob sich im dunklen Raum die lauzige Begabung des Mannes ins helle Licht. Er riecht gleichsam jede Erstausgabe, jedes wertvolle Buch. Er sammelt ausschließlich in Europa und benutzt hierfür seine Ferien. Das Gekaufte läßt er durch erfahrene Bibliotheksdirektoren zuhause schätzen und scheidet sofort die „Mieten“ aus. Stolz bekannte er sich zu den drei Lüften des

Sammlers: zu jener des Buch-Entdeckens, zu der des Besitzens und der Lust, den Schatz zu zeigen. —

Ich muß eine sehr nachdenkswerte Erscheinung festhalten: ich sehe immer weniger europäische Sammler und immer mehr amerikanische. Die Europäer verkaufen oder bewahren, aber sie sammeln nicht. Die wenigen hervorragenden Sammler, die das Abendland noch hat, leben im Verborgenen, wie auch ihr Reichthum sich verstecken muß. Nur in England zeigt man seinen Besitz noch mit römischer Selbstverständlichkeit.

Der Durchschnittseuropäer hat eine drollige Vorstellung von der Sammlerbegabung der Amerikaner. Er betrachtet sie als Modekrankheit Neureicher, die diese mit den berühmten Notenscheinen und Checks heilen.

Und doch sind gerade die Begründer amerikanischer Sammlungen und Bibliotheken — Hans Tieges „Meisterwerke europäischer Malerei in Amerika“ deutet das schon an — sehr wissend und beweisen dabei echten Sammlergeist.

Mit ungewöhnlichem Vergnügen erinnere ich mich, im Hause eines der ersten Bankiers von New York eine vollkommene Stevenson-Bibliothek gefunden zu haben. Manuskripte und Erstausgaben, Bilder und Nachrichten über den Dichter waren mit sorgfältigen geschichtlichen Nachweisen versehen und in gebührender Rangordnung erworben. Ein Archiv, wie es für die Stevenson-Forschung nicht glücklicher gedacht werden könnte.

Der Sammler vereinigt in sich auf äußerst eigentümliche Art zwei sonst schwer vereinbare Eigenschaften: die Leidenschaft für das reine Wesen eines Dinges und den handfesten Willen zum Besitz. Hierdurch wird jedes Eigentum gleichsam geadelt; denn es kommt jetzt in den magischen Kreis der Persönlichkeit, das heißt dorthin, wohin es von allem Ursprung an gehört und wo es am besten aufbewahrt ist.

Ist der gute Sammler nicht eine liebenswerte und lebenswerte Species des Menschen, vermittelnd zwischen mehreren? Denn mit dem Wissenschaftler teilt er die Eigenart, der Leidenschaft für eine reine und geschlossene Welt Dauer zu verleihen; mit dem Künstler die Freude am schönen Wirklichen, mit dem wirtschaftenden Menschen den Besitzerwillen. Immer aber erobert er sich eine Welt, eine geistige Provinz, einen Archimedespunkt, von dem aus er die Fülle seiner Sichten und Regungen ordnet.

Völker, die an das Eigentum — aus irgendeiner Willens- oder Gedächtnisschwäche oder weil sie einer Massensuggestion erliegen — nicht mehr glauben, verlieren die Sammler. Das klassische Beispiel für diesen Satz: die Griechen haben fast keine Sammler gehabt, dafür aber „Komunisten“, allerdings solche höchster Ausmaße — ich denke an Platon — wogegen sich ihre Nachfolger neuern Datums alle ausnehmen wie die Läuse im Haar des Heiligen Hieronymus. Die Römer dagegen waren ein hervorragendes Sammlervolk. Der Jüngere Scipio, Sulla, Caesar, Cicero, Callust gehörten zu ihren durchdachtesten Sammlern. Die selben Römer haben zugleich den Begriff des Eigentums auf das Großartigste ausge-

bildet und zur Grundlage des Privatrechts gemacht. Und bis heute gibt es noch kein abendländisches Privatrecht ohne diese römische Basis. — Es stünde wirklich schlecht um Europa, wenn seine Sammler einmal aussterben sollten.

Auf hoher See,

Es war ein lustiger Abend angesagt. Die Gesellschaft, die sich aus 17 Nationen zusammensetzt, hat sich in Dirndl- und Seppelkleider gestürzt. Vielen steht diese „Rückkehr zum Lande“ so gut, daß ihre restlichen Verstädterungen wie modische Zutaten erscheinen. Andere nähern sich bedenklich der Karikatur ihrer selbst. Ich meine jene höchste Karikatur, die den Schwachpunkt dieses Menschen als vollkommen herrschend für eben diesen Menschen ins Bild zu werfen vermag — unter Vernachlässigung aller anderen Züge. Karikatur ist wirklich intelligente Fanatik, die einzige übrigens, die hochbegabt bleibt.

Ein Bajer, der seit 20 Jahren in Indien lebt, Industrieller und der Welt zugewandt, tanzt mit Gebärden, wie sie vor allem im pointierten Wurf des Hinterteils das Schuldenbäuerlein hat, das die Lasten auf dem eigenen Buckel trägt und das die leiblichen Reaktionen gegen dieses harte Schicksal auch auf die Rhythmen eines Walzers überträgt.

Meine beiden Nachbarinnen dieses Abends sind ungewöhnlich schön gewachsene Frauen. Ich glaube sogar, daß ihre Seele ein ähnlich glückliches Wachstum hat wie ihr Körper. Denn jene zarte Spannung liegt um sie, wie sie eben nur gestaltlich und innerlich schönen Menschen eigen ist.

Jahrtausende haben die Ausstrahlung, die von der nicht gewöhnlichen Persönlichkeit ausgeht, in der Krone, dem Symbol der strahlenden Sonne dargestellt. Die Kirche hat eine ähnliche Darstellung mit dem Heiligenschein gewagt. Sonst hat die Kunst nur noch versucht, weiblichen Adel in der vollendeten Gestalt darzustellen. Jene wunderbare Schicht feinsten seelischer Spannungen, jene Elektronenschicht, die mit allen Geheimnissen um den ungewöhnlichen Menschen ist und innerhalb derer alles Schicksal dieses Menschen, eigener Angriff und eigene Abwehr, Anziehungsgewalt und Abweis wortlos liegt, ist wohl nur dem schildernden Wort und dem Roman zugänglich. Oder sollte die Malerei, indem sie einen solchen Menschen in eine bestimmte Landschaft setzt, dies noch einmal versuchen? Ich kenne nur einen ganz großen Ansatz: das Selbstbildnis des Salvator Rosa, der sich gleichsam in den Kosmos setzt und durch Umgebung und Gebärde die Leiden eines Geistes ahnen läßt.

Meine Nachbarin tanzt mit einem ungewöhnlich schönen Rhythmus, den die Zuschauer nicht hemmen und den die Konvention des Tanzes nicht herbe macht. Ihr Rhythmus geht wirklich ganz durch sie hindurch, sodaß die Seele selbst ursprünglich tanzt und das milde Ineinander der Erregung und Verwirrung sich in der Melodie der Schritte löst.

4 Uhr morgens.

Viel getanzt und nichts gedacht. Und jetzt erschrecke ich wieder einmal mehr, wie viel der konventionelle Tanz mit seinen uniformierten Rhythmen doch verrät: an Natur und an Vergangenheit. Warum noch kein ganz großer Romancier etwa von der Art Proust's eine künstlerische Chorologie versucht hat, jene große Erzählung, die die Charaktere aus dem Tanz abliest und die Menschen lehrt, daß auch der Tanz ein großer Weg zur Weisheit ist?

Auf Spitzbergen, 17. August.

Mächtig drängen die Gletscher der See entgegen. Blauglitzernde Brüche von 20, 30 und 40 Meter Mächtigkeit heben sich aus dem Wasser. Es kracht ab und zu in dem Eiszirrwarr und kleinere Blöcke stürzen ab: die Gletscher kalben. Man spürt mit dem Zwang, den ein hohes Fremdes abnötigt, das zähe, stumme Arbeiten der riesigen Massen, die in der Nähe noch durch ihre kalte Einsamkeit erschrecken. Die Berge ringsum sind von geringer Höhe, 700—900 Meter, die im fernen Grund vielleicht 1200—1400. Aber sie wirken durch ihr Eisgewand um die Füße wie die ausgewachsenen 4000er der Alpen.

Etwas Außermweltliches liegt über dieser Insel wie über Island, nur daß es anders und noch fremder ist. Auch hier eine erhabene Mondlandschaft.

18. August.

Wir sind jetzt auf der Höhe des 80. Breitegrades. Das Treibeis liebt die Vereinzelnung nicht mehr, sammelt sich immer dichter. Schließlich bleibt es fest gefnetet, von hier ab staut es sich nun tausend Kilometer weit bis zum Nordpol. Ausmaße, die sich im Radius Gotthard-Neapel-Paestum türmten, würden den gleichen Raum einnehmen! Der Kreis des höchsten menschlichen Daseins, der noch immer die Mitte der Geschichte und noch immer die geistige Mitte dieser kleinen Erde ist, wird im Kreis des ewigen „Beinahe=Nichts“ von unheimlicher Leuchtkraft, die die hellste Polarnacht verbunkelt.

Auf hoher See, 19. August.

Sie hatte sich in Carmen verwandeln wollen, aber die zarte Scheu ihrer reinen Seele bildete zu diesem Vorhaben den liebenswürdigsten Kontrast und überdies hob der Adel ihrer Erscheinung sie zur königlichsten Spanierin. Sie bemerkte nach einem wortlosen Walzer lachend, daß sich meine Symposien in den letzten Tagen merklich gehäuft hätten, und ich bat sie um ein Zaubermittel dagegen. Ihre Augen trafen mich übermütig und sie meinte: „Zaubermittel? Nein. — Aber zwei Magiersprüche: „Lust genießen ist etwas Seelisches“ und „Der Mensch, der durch seine Begabung vorausschauen kann, ist von Natur herrschend“.“

Ein Tänzer entführte sie, und ich dachte betroffen über das seltsame Spiel nach, das mich am nördlichen Polarkreis Carmen mitten im leichten Scherzen mit zwei der wunderbarsten Worte des Aristoteles überrascht und so mit voller Hand über den Bierat der flüchtigen Stunden letzte Weisheit streut. Um 2 Uhr hatte sich Carmen verabschiedet und meine Begleitung abgelehnt mit den Worten: „Nein, lieber Symposiarch, das Größte und Schönste dem Zufall überlassen, wäre Irrtum und Lästerung“. Schwer beladen mit diesem Korbe aristotelischer Weisheit zog ich mich zu den Dauerhaften in die Bar zurück.

Hinter Hammerfest, 20. August.

Die Liegestühle waren heute morgen gut besetzt. Ich weckte die Carmen von gestern mit einem kräftigen Wort: „Auf, auf, denn im Schlaf sind der Gute und der Schlechte am wenigsten zu erkennen“. Daher auch das Sprichwort: „Zwischen dem Glücklichen und dem Unglücklichen ist ihr halbes Leben lang kein Unterschied“.

Sie erkundigte sich nach dem Verlauf des gestrigen Festes, und ich erzählte, daß ich im Nachdenken über die Magiersprüche von gestern aus der gleichen Quelle einen Spruch für sie gefunden hätte, nicht so sehr einen Gegensatz, als ein wahrhaft großes Mitwort und ihn ihr an Stelle einer Perle überreichen möchte: „Wie in Olympia nicht die Schönsten und Stärksten den Kranz erlangen, sondern die, die kämpfen — denn nur unter ihnen befinden sich die Sieger —, so werden auch nur die, die recht handeln, dessen, was im Leben schön und gut ist, teilhaftig“.

Sie drückte mir die Hand und meinte: „Wir wollen ihn nie vergessen“.

21. August.

Sie ist in jeder ihrer Bewegungen eine Künstlerin und in jeder Regung eine Frau, die rasch und voll und menschlich und daher glücklich empfindet. Eine solche Frau müßte selbst aus Leid und Trauer ein Königreich der Harmonie machen können.

Digermulen, 23. August.

Es ist 4 Uhr morgens. Feinste Felsenlinien zeichnen sich sogar ostwärts im Lichtschatten der aufgehenden Sonne ab. Das Meer ist leicht gekräuselt. Das Schiff stampft in die unsagbare Stille und harte Klarheit mit dem Mut und der Festigkeit, wie der gottssichere Held in die Weiten des Schicksals. Felsen um Felsen tauchen auf und weisen mit der Freude antiker Statuen ihre nackten Glieder. Eine seltsame Wandlung geht in mir vor: wie klein die Sitten und Moralen der Menschen in dieser Kühle und Stille werden, wie relativ die Sorgen der Berufe, wie nebensächlich das so äußere Streben der Gesellschaft. Es ist, als ob das einzig Bewegende, Schaffende, sich selbst Bewegende, die Seele, sich ihre Normen setzen wollte. Denn das Unbedingte der Seele ist klar wie dieser Morgen: ihr Wille zur Schönheit, zur Schöpfung und zur guten Tat.

Wie eine Mozart'sche Melodie, tief und mit leichter Groteske scherzend streift ein Wort Kleist's das Denken: „Drei Dinge will ich vollbringen, bevor ich sterbe: ein schönes Gedicht, eine gute Tat und ein Kind“. — Drei Formen der Unsterblichkeit, wenn die Gnade der Stunde über ihnen ist.

Digermulen, 23. August.

9 Uhr morgens: — Gibt es etwas von so morgenklarer Frische und herber Klarheit wie diese Gräser, die sich im Licht zieren? Wie dieser Baum, wie das kleine Fischerboot? Es ist, als würde einem nochmals ein Augenpaar vorgesetzt. Die Reine und Klarheit, diese zwei hohen Begriffe des Seelischen und Dinglichen, kommen in diesem Morgen und in dieser Landschaft wie Wunder aus Meer und Erde, sie liegen wie erschauhbare Gottheiten in der Luft.

Drontheim, 25. August.

In diesem milden Fjord also spielt Norwegens älteste Geschichte. Von hier zogen die Normannen zu ihren ersten Welteroberungen aus, denen für nicht kleine Zeitspannen England, Frankreich, Italien erlagen. Raubzüge, und doch: lebt in den norwegischen Stabkirchen nicht der gleiche Geist kultivierter Macht wie in den „normannischen“ Kathedralen Englands und jenem erraticen Block ihrer Kunst in Süditalien, ich denke an die Trinitätskathedrale von Venedig, die Grabstätte des Robert Guiscard.

Ein Schotte, weltbekannter Physiologe, weltbereister Mann und Raub von Gottes Gnaden klagte mir in bewegten Worten über die geistige Unökonomie der Schriftsteller und Leser.

„Jetzt lesen die Menschen da“ — er wies zu den Liegestühlen hin — „Bücher über Norwegen statt ihre Augen aufzumachen und etwa noch eine geographische Karte mit Vernunft anzusehen. Eigentlich sollte ein genialer Komödiendichter, eine Mischung von Shakespeare und Plautus, Norwegen schildern. Nehmen wir an, die Komödie spielt in Jugoslawien, in Belgrad. Dahin ist ein Norweger gekommen und muß sein Land einem Einheimischen vorstellen:

„Wie Norwegen sei, soll ich erzählen?“ — „Ein Land des klimatischen Dualismus! Auf den Höhen herrscht Eis und eisige Luft, an den tiefen Küsten aber zaubert der Strom, der vom Golf von Mexiko kommt, im Januar die gleiche Temperatur hin, wie ihr sie in Belgrad habt und seid doch mehr als 2000 Km. südlicher von uns. Eine seltsame Tiergestalt mit Mailolischen Plumpfüßen ist dieses Land, und würde ein Gott sie längs über Europa legen, so würde ihr Kopf Helgoland berühren und ihre Zehen Tunis. So unfreundlich ist das Land, daß es sich nur zu 3 % bebauen läßt. Aber wo es freundlich strahlt, da gibt es kein Grün auf keiner Wiese, das so lieblich-jugendlich leuchtet wie dieses. Wenn eine Farbe den Namen eines Landes tragen sollte, so müßte das schönste Grün Norwegergrün heißen. Und Bäume hat dieses Land, als wäre das Tor zur Polarzone ein

mächtiger Waldsaum. Der Wald ist nach dem Wasser unser zweiter Reichtum. Wir Norweger selbst aber sind ein merkwürdiges Volk. Jeder Dritte von uns lebt im Ausland. Unmäßig in allen Dingen der Zeit, ziehen die Maßlosesten, d. h. die Nördlichsten unter uns, die Winternacht so lang, daß sich die Nächte zu einem langen Wochenreigen die Hände reichen, und die Tage im Sommer so lang, daß sie den lichten Gegenreigen spielen. Sie leiden daher manchmal unter einem schweren Polar- und Talschaftskoller und haben in solchen Zuständen früher fremde Welten erobert. Aber jetzt sind wir durch die vielen Beruhigungsmittel der modernen Technik und das vielverwandelte Licht unserer Wasserfälle harmloser geworden und eine Sehenswürdigkeit im eigenen Land wie die Schweizer. Daher vermögen unsere Täler, wie jene der Schweiz, die fremden Gäste im Sommer fast nicht mehr zu fassen“.

„So etwa würde mein Komödienheld in Belgrad von seinem Heimatland erzählen“ — schloß der kluge Kauz.

Lachend ertränkten wir den schottischen Versuch einer Komödienszene in einem Schwedenpunsch.

27. August.

Im Geirangerfjord. Wir sind heute von Die nach Merok gefahren. Ich war zunächst erstaunt über die Lieblichkeit und Fruchtbarkeit der niederen Talsäume. Kleine Falben mit den berühmten falb-schwarz-falben Mähnen belebten die Weiden, und Kühe, die dunkelbraun und hornlos und von ungewöhnlicher Kleinheit waren. — Der Modulationsreichtum der norwegischen Landschaft ist gewiß mit den europäischen Alpen nicht vergleichbar, aber in diesem ungeheuren Entweder-Oder des unfruchtbaren Hochplateaus und der idyllisch grünen Säume den tiefen Fjorden entlang erschütternd schön. Es ist das seltsamste Dreiweltenland, in dem die furchtbare Oberwelt des Felsens, die fruchtbare Tiefwelt der Küste und die Unterwelt des Meeres die kühnsten Variationen spielen.

Auf 1000 Meter Höhe ist hier der Baum verschwunden. Die Berge laden zu gewaltigen Ruppeln aus. Von ihren Höhen jagen die Bäche herunter. Es ist undenkbar, daß in Mitteleuropa die Wasser so von den Höhen stürzen. Die Nacktheit des Berges, die schräge Lage des Granits, der baumarme Humus bewirken hier das Anders.

1000 Meter über Meer eine Paßhöhe. Sie erstreckt sich merkwürdig weit an mehreren Seen und Gletschern entlang. Im Alpengürtel wäre sie in dieser Länge unmöglich und in dieser Ode nur auf 3000 Meter Höhe zu denken. Gewaltige Granitblöcke liegen herum: es ist das unerhört schöne Bild einer heroischen fruchtlosen Landschaft.

Im Abstieg nach Merok lebt die Natur Norwegens zu ganz großer Überraschung auf. Wuchtige Felsterrasse folgt auf Terrasse, über die emsige Wasser in die Tiefe stürzen. Und plötzlich zeigt sich im Grunde des

schmalen Fjords das Schiff, das in seiner stolzen Länge beinahe die Breite der Meerzunge einzunehmen scheint.

Balholm, 28. August.

Wir gehen an der letzten Bucht des Fjords entlang. Die steilen Wände eines gletscherbekuppten Berges umfassen sie.

Sie schaut die Welt immer so eigenartig an, wenn die Landschaft durch Berg oder Eis sich selbst ein Ende setzt. Wie der Schlußpunkt zu einer Betrachtung ist es, wenn sie dann sagt: „Also hier hört jetzt die Welt auf“. Ein Gefühl zwischen Spiel, Ehrfurcht und Genugtuung bricht so ins Wort: Das Gefühl, ein gewaltig Endliches an einer seiner wesentlichen Grenzen erreicht zu haben.

Auf der Höhe von Stagerack, 29. August.

Wie doch der hohe Seegang der letzten Wochen die Gefühle der Menschen durcheinander gerüttelt und entrüttelt hat. Drei neugebackene Ehepaare verlassen das Schiff — um sich scheiden zu lassen. Entzweite Ehegemüter haben sich gefunden. Vorher fremde Menschen kennen sich näher als ihre sogenannten Nächsten und sehen offener in die Bedingtheiten des einzelnen Daseins. Freilich, den vielen Siebenschläfern der Seele hat nicht rauhe See noch fremdes Land, nicht die Überraschungen der Natur noch die Möglichkeit einer menschlichen Begegnung geschadet. Für sie war die Reise ein Schlaf, wie ihr Leben ein Schlaf ist. So ist das Schiff anders geworden, als hätte es ein Leben hinter sich. Entzaubert oder verzaubert? Jedenfalls magisch gewandelt.

Hamburg, 30. August.

Hat sich nicht auch diese Stadt, während ich die nordeuropäische Schleife fuhr, verwandelt? Oder ist der Blick, der vorher nur die Handelsstadt Hamburg erfaßte, für die große Beschäftigung in den Werften offener geworden? Gibt es nicht etwas wie einen Kriegsruf: Hie Wirtschaft, hie Technik!? Das Zeitalter der freien Wirtschaft und des freien Handels ist dahin; sie sind nicht mehr alleinherrschend. Neben dem freien Wirtschaftler und Händler steht der Mann der gebundenen Wirtschaft und Technik. Dieser Wandel ist für die Gemeinschaft und ihre soziale Gestaltung und Festigung vielleicht vergleichbar mit der Abschaffung der Leibeigenschaft. Er könnte, wenn er nach seinen natürlichen Ansätzen erfolgt, von ähnlicher Bedeutung werden wie der Wandel vom Speermann zum Gewehrman, vom Ruderboot zum Dampfschiff, vom Dampf zur Elektrizität.

Es war ein oft durchdachter und bedeutender europäischer Gedanke, der Menschheit durch die Technik ihre Wunschträume zu erfüllen und so ihr Dasein zu einer glücklichen Gemeinschaft zu revolutionieren. Der Bolschewismus versuchte ihn in Rußland zu verwirklichen und begann das Agrarland zum ersten technischen Land umzubauen. Warum sich gerade in der

Technik der Fluch, der über Rußland liegt, erfüllte? Weil es ohne den Geist, der dieses Ziel schuf, nach dem Ziel strebte. So wurde seine Technik bloße Imitation der europäischen, Nachmachen des schon Gemachten und war dadurch im Wesen veraltet. Das ursprünglich Ueuropäische und Asiatische des Bolschewismus zeigt sich erschütternd in dieser geistlosen Übernahme der Technik und ihrer staatlichen Anwendung.

Diskussion um Palästina.

Die nunmehr seit über drei Jahren andauernden blutigen Konflikte in Palästina haben aus dem Heiligen Land eine weltpolitische Gefahrenzone erster Ordnung werden lassen. Die dadurch erwiesene internationale Bedeutung des Problems gibt uns Veranlassung, die Leser unserer Zeitschrift im Folgenden durch je eine maßgebliche Persönlichkeit aus dem offiziellen britischen Lager und aus dem Lager der Juden über den heutigen Stand der Dinge unterrichten zu lassen. Im besonderen ist die Diskussion angeregt worden durch die mit jüdischen Terrorakten belastete recht ungeklärte Lage, wie sie nach der Veröffentlichung des britischen Weißbuches vom 17. Mai 1939 sich entwickelt hat, nachdem bereits der Vorschlag der Peel-Kommission vom Sommer 1937, der Bericht der Woodhead-Kommission des Frühjahr 1938, vollends die Konferenz vom Februar 1939 ohne Ergebnis geblieben waren.

Die Schriftleitung.

1.

Die Palästinapolitik der britischen Regierung.

Von The Hon. Lord Elton.

Lord Elton, der Vorsteher des Queen's College in Oxford, ist der Verfasser einer großangelegten Lebensbeschreibung von Ramsay MacDonald, zu dessen Mitarbeitern er gehörte und dem er 1931 bei Bildung der Einheitsregierung die Treue hielt. Malcolm MacDonald, dem heutigen Kolonialminister, der für die Palästina-Politik verantwortlich zeichnet, ist er in Freundschaft verbunden. Seine für die „Schweizer Monatshefte“ geschriebene Darstellung der Zukunft Palästinas gibt unsern Lesern ein maßgebliches und klares Bild der britischen Haltung inmitten des scharfen Widerstreits jüdischer und arabischer Wünsche.

Vielleicht ist es schade, daß die schwierige Frage der Zukunft Palästinas hier in zwei Aufsätzen behandelt werden soll, von denen der eine die Politik der Mandatsmacht, der andere die Einwendungen der Juden dagegen darstellt. Dies könnte nämlich zu der Annahme verführen, die Politik der britischen Regierung entspräche der arabischen, oder mein Aufsatz versuche, den arabischen Standpunkt zu vertreten. Das jedoch steht mir nicht zu und liegt nicht in meiner Absicht. Daß die britische Politik den arabischen Wünschen nicht entspricht, ist auch bereits durch die Tatsache belegt, daß sie von den Arabern und von den Mitgliedern des britischen Unterhauses, die der arabischen Sache nahesteht, mit schneidender Schärfe angegriffen wurde. Wir sehen uns der traurigen Tatsache gegenüber, daß